



Andreas Niedermann

Sauser

Roman

Mit einem Nachwort von Franz Dobler

Songdog

Andreas Niedermann, geboren 1956 in Basel, lebt seit 1989 in Wien. Seine Romantrilogie mit «Sausser» (1987), «Stern» (1989) und «Die Stümper» (1996) fand in den 1980er und 1990er Jahren große Beachtung. Es folgten Romane, Kriminalromane und Stories.

© 4. Auflage 2024 Songdog-Verlag, Bern
www.songdog.ch

© 1. Auflage 1987 Edition Moderne

Cover-Artwork und Satz: Songdog/Buchwerkstatt.ch

ISBN 978-3-903349-32-2

Für meine Eltern

Irgendwo in Ajaccio ging eine Bombe hoch, gerade als ich zusammen mit der Belgierin aus dem Schiffsbauch heraus auf die Gangway trat. Die Touristen vor uns sahen einander erschrocken an, und die Belgierin, die sich seit Marseille an mich gehängt hatte, war etwas bleich um die Nase. Ich vermutete als Ursache für den Rumms eine Aktion der korsischen Befreiungsbewegung, in dieser Gegend der Insel nichts Außergewöhnliches. Wir gingen schüchtern in den nahen Park zu einem Pizzastand. Von irgendwoher brausten Lastwagen heran, beladen mit den Kerlen der CRS, der berühmten Polizeigang vom Kontinent. Alle in vollem Wicks und «Casques claques». Die Wagen verschwanden in der Stadt. War das eine Begrüßung!

Mir war alles recht. Ich hatte mir während einiger Monate in einem abgelegenen Haus im Süden Frankreichs einen enormen Appetit auf Aktion und Abenteuer angezuchtet, einen Hunger, der nun in mir rumorte. Ich wollte die ganz Welt in mich hineinstopfen.

Nichts gegen die Einsamkeit, nichts gegen den unausgesetzt heulenden Mistral, der an Dachziegeln und Nerven rüttelte, nichts auch gegen die hübschen Ratten mit den buschigen Schwänzen und ihren allabendlichen Besuchen auf dem Balken direkt über meinem Bett, nichts gegen all die Bücher, die gelesenen und die anderen, nichts gegen all das, aber jetzt war es an der Zeit sich umzutun.

Neben dem Pizzastand, auf einem beinahe grünen Rasen, stand ein Kriegerdenkmal. Und was für eins! Ein martialischer Hero im Angriff, wild entschlossen, das Meer zum Teufel zu jagen und zwischen verendenden japsmäuligen Fischen die Fahne

in den Schlamm zu stoßen. Auf dem Sockel des Denkmals saßen ein paar Männer und taten nichts, was man hätte sehen können.

Schlimmer als die Bombe war, wenigstens hier am Hafen, der Gestank. Der Geruch nach Pisse und Abfällen war durchdringend. Bis hierher, ein paar Schritte vom offenen Meer entfernt, kam die frische Brise nicht durch und versackte irgendwo vor der Küste in den stinkenden Schwaden. Es miefte wie über einem offenen Abzugskanal.

Die Belgierin nagte verzagt an ihrer Pizza. Ich wollte sie loswerden, wusste aber noch nicht, wie ich das anstellen sollte. Wir waren auf dem Schiff ins Gespräch gekommen, und ich vermutete, dass sie das auf den Gedanken gebracht hatte, dass wir beide nun zusammenblieben. Unausgesprochen lag das zwischen uns. Trotz ihrer langen, braunen Haare, den meerblauen Augen, den schmalen Hüften und der fast fertig genagten Pizza wollte ich ohne sie weiter. Ich reiste alleine und damit basta. Ich musste versuchen, es ihr auf eine nette Art beizubringen. Aber ich bin meistens kein netter Mensch, und so erachtete ich es als das Vorteilhafteste, sie einfach bei Gelegenheit zu versetzen.

Ich schulterte meine Tasche, in die ich vor der Flucht hastig ein paar Sachen gestopft hatte, und sagte ihr, dass ich mich etwas in der Stadt umsehen wollte. Sie schwang sich das Gewicht der Welt in Form eines beträchtlichen, orangen Rucksacks auf den Rücken, und dann trotteten wir gemeinsam Richtung Innenstadt.

In der Hauptstraße reihte sich Kino an Kino, die Auslagen mit grellfarbenen Bildern vollgestopft: alles Kriegsfilm der billigsten und blutrünstigsten Sorte. Auch hier stank es mächtig. Die Straße machte einen höchst beklemmenden Eindruck auf mich, und als ich mich nach der Belgierin umdrehte, merkte ich, dass ich mit dem Gefühl nicht alleine war. In den Bars längs der Straße saßen die Männer, stumm, in unnahbarem Stolz. Frauen

waren keine zu sehen, und ich beschloss, hier nicht alt zu werden und noch heute Richtung Süden zu verduften. Napoleon Bonaparte hin oder her.

Aber da war noch das Mädchen. Sie war sehr still geworden, seit wir von der Fähre runter waren. Ich war auch nicht sehr gesprächig und in Gedanken längst anderswo. Vermutlich erriet sie meine Absicht, und der garstige, abweisende Eindruck, den die Stadt machte, trug sicher dazu bei, dass sie mir plötzlich eröffnete, sie wolle jetzt gleich, sofort, weiter nach Bastia.

Ich begleitete sie zum Bahnhof, wo wir uns kurz umarmten, einander «bonne chance» wünschten, und schon war ich, heilfroh, sie losgeworden zu sein, in ein Bistro verschwunden, wo ich mir einen Ricard genehmigte. Und dann gleich noch einen.

Der Nachmittag stand in dumpfer Hitze über der Stadt, als ich mich auf den Weg machte. Ich stiefelte der Straße entlang Richtung Süden und hielt den Daumen raus. Während ich den Finger auslüftete, dachte ich über meine knappe Barschaft nach. Ich hatte vielleicht noch dreihundert, vierhundert Francs, mehr als ein Klacks war das nicht. Eine kleine Feier, ein Besäufnis, eine Fresserei, und alles würde weg sein. So war es immer gewesen. Aber solche Überlegungen führten zu nichts, man musste auf seinen Drive vertrauen und die Dinge kommen lassen. Ich verscheuchte die trüben Gedanken, und dann kam auch schon ein erstes Gefährt, ein kleiner, klappriger Wagen mit verbeulter Stoßstange und eingedellten Kotflügeln, ein Haufen fahrender Schrott in einem hellblauen Sonntagskleidchen. Das Ding hielt, eine Tür flog auf und eine Hand winkte. Ich trottete hin und begrüßte einen zwergenhaften Mann mit melancholischen Augen, der mich nach dem Wohin fragte. Ich macht eine vage Handbewegung, er sagte: «Venez!», und ich zwängte mich in die hellblaue Kiste. Irgendwie fuhr der Schrott auch.

Wir fuhren der Küste entlang, Richtung Süden. Die Straße war beidseitig mit dichtem Buschwerk gesäumt, und nur manchmal gab dieses den Blick aufs Meer frei. Es tat gut, so zu fahren. Ich fühlte mich leicht und ruhig, wie ein träumender Korken in einem Fischteich. Die Klapperkiste hielt sich gut und der Mann sprach nicht viel. Ich deutete an, dass ich einen Job gebrauchen könnte, nicht abgeneigt sei und so weiter, und er redete vom Hotel, in dem er arbeitete. Aber da die Touristensaison noch nicht begonnen hatte, wollte er nichts versprechen.

Die Sonne stand über dem Meer, groß und rotglühend, und ich kurbelte das Fenster herunter. Die herbe, würzige Luft mischte sich mit dem Benzingeruch im Innern des Wagens.

Dann sprach der kleine Mann von einem Campingplatz, den ein paar Bekannte von ihm betrieben und der auf seiner Strecke lag. Die könnten einen Übersetzer brauchen. Möglicherweise.

Nach einer halbstündigen Fahrt stieg ich aus, sah zu, wie Monsieur Betacca – das war sein Name – seine Karre wendete, die dabei ächzte und quiekte wie ein Schwein. Dann folgte ich der Straße südwärts und fand eine Art Bresche im Buschwald, in der zwei kleine Häuschen standen, zwischen denen ein geschotterter Weg hindurchführte. Eine rotweiß gestreifte Barriere zeigte in den Himmel. Neben dem Eingang des Campings gab es eine Bar, und weiter vorne im Gelände stand ein Bretterverschlag, eine Pizzabäckerei. Auf dem Zeltplatz, wo sogar einige Bäume wuchsen, klafften große Lücken zwischen den Zelten. Kein Mensch war zu sehen. Nur im Verschlag hantierte ein Kerl in weißer Kluft mit irgendetwas herum. Ich ging hin, spürte die Hitze des Ofens. Der Typ schwitzte, das Wasser lief in Bächen über sein Gesicht, und ich sagte: «Salut», nannte den Namen Betacca. Er fing an zu grinsen, wischte sich mit der weißen Schürze übers Gesicht: «Traducteur?» Er grinste einfach weiter. Es war ein freundliches Grinsen. Komplizenhaft. Ich hatte das

Gefühl, ihn schon sehr lange zu kennen, als wäre ich gerade von einer langen Reise nach Hause gekommen. «Ouais», sagte ich und fügte angeberisch hinzu: «Allemand, Anglais, Italien.»

Er machte die Tür zu seinem Verschlag auf, kam raus und streckte mir seine Hand entgegen. «Moi, je suis Pierre», sagte er.

«Fred», sagte ich, und wir schüttelten uns die Hände. Ich folgte ihm in die Bar. An der Theke standen zwei Kerle und süßelten im kühlen Halbdunkel Ricard. Ein Ventilator aus den Requisitenbeständen von «Casablanca» drehte seine Runden. Pierre stellte mich Claude vor, dem Chef des Unternehmens, einem robusten, breitschultrigen Kerl, schon fast kahl, aber noch keine dreißig. Er hatte den Blick, den das Klischee von einem Korsen forderte. Durchdringend, stolz. François, der als rechte Hand von Claude fungierte, war sein Gegenstück. Schlank, beinahe zierlich, lange Haare, sanfte Stimme. Pierre kam mit einer Flasche Ricard, Gläsern, Eiswürfeln und einer Karaffe Wasser heran, füllte die Gläser, und wir stießen an. François holte Papier und Bleistift. Mein Job hatte begonnen. Über die Konditionen war noch nicht gesprochen worden, aber das machte nichts. Jobs, das wusste ich, begannen normalerweise mit anderen Zeremonien. Da gab es keinen Ricard, sondern Fragen und Befehle. Was sollte ich mir also Gedanken machen?

François schrieb ein paar Worte auf den Block und schob ihn zu mir her. Es waren die Öffnungszeiten der Bar und andere Informationen. Ich machte mich gleich an die Arbeit, übersetzte die Worte ins Deutsche und Englische und malte sie auf eine Schiefertafel. Pierre stellte die Tafel draußen neben die Tür und knipste die Lichtgirlanden auf der Terrasse an.

«Freies Essen, freie Unterkunft, freie Getränke, kaum was zu tun», sagte Claude. Das schien mir mehr als in Ordnung. Ich wurde also ins Futter genommen. Keine Sorgen, kein Joch, kein Hustle.

Ajaccio und die Belgierin waren vergessen. Ich vergaß sogar, Claude nach dem Rumms in der Stadt zu fragen. François schloss die Bar, und wir gingen alle nach draußen. Pierre zeigte mir den Campingplatz und ein winziges Zimmer in einem eingeschossigen Haus. Das sollte mein Schlafzimmer sein. Ein Feldbett war das einzige Möbelstück, und das sah aus, als hätte schon Napoleon darin geschlafen.

Bis zum Eindunkeln spielten wir noch ein paar Partien Pé-tanque. Der Verlierer zahlte eine Runde Ricard. Aber da ich die Getränke frei hatte, entging ich einem frühen Bankrott. Ich hatte mit den Kugeln noch einiges zu lernen.

Am späten Abend, während Pierre schwitzend Teig knetete, Claude die Bar managte und François die Handvoll Gäste bediente, saß ich auf der Terrasse unter farbigen Glühbirnen, rauchte, trank und sah zu, wie die fetten, gelben Sterne in den Himmel einzogen. Ein leichter Wind strich durch die Büsche und trug den Geruch nach Salz und Fisch mit sich. Ich träumte. Ich träumte, am Leben zu sein. Ich war nach Hause gekommen. Niemand hatte mich gefragt, warum, woher und wohin. Niemand wollte mehr von mir wissen als meinen Vornamen.

Pierre kam, wenn es seine Kneterei zuließ, immer mal auf einen Drink vorbei. Er brachte sie gleich selber mit, hatte sie eigenhändig gemixt und hatte eine überaus hohe Meinung von seinen Mixkünsten. Ich pichelte sie alle weg, und spät in der Nacht wankte ich berauscht und glücklich in meine Abstellkammer. Ich schlief sofort ein.

Der Job war leicht. Es gab kaum etwas zu tun, und allmählich fragte ich mich, warum sie mich nicht einfach wegschickten. Sie kamen auch ohne mich zurecht. Aber inzwischen waren wir Freunde geworden. François hatte erfahren, dass ich einmal Bildhauer gewesen war, und das brachte ihn nun richtig aus dem

Häuschen. Er erzählte mir von seinen eigenen Ambitionen als Holzbildhauer und lud mich zu einer «Soiree» ein, die seine Frau, eine Malerin, gab.

Sie bewohnten ein Haus auf einem Hügel, gleich über dem Campingplatz. «Ah, die Kunst!», sagte er, während wir in seinem offenen Jeep kein einziges Schlagloch der Naturstraße ausließen. Die Kunst! Er wollte nun gar nicht mehr aufhören zu schwärmen, während der Jeep wie ein betrunkenener Büffel durch die Serpentinaen schaukelte. Ich hielt mich am Türgriff fest. Es half nicht viel. Ich biss meine Zähne zusammen, damit sie aufhörten zu klappern.

Wir gelangten schließlich auf ein Plateau. Ein hoher Maschendrahtzaun umschloss ein großes Grundstück. Es gab Olivenbäume, niedriges Gestrüpp und viel aufgewühlte Erde. Am anderen Ende des Areals stand ein zweigeschossiges, langgezogenes Haus. Ein Rudel Hunde jagte im verwilderten Garten herum und machte einen Höllenlärm.

François' Frau hieß Marianne. Sie empfing uns auf der Veranda. Sie war groß und schlank, trug Bluejeans, eine mit Blumen gemusterte Bluse und verströmte Lebenslust und Lebenshunger. Ich mochte sie, der Aura wegen, die sie umgab. Im Haus stach mir ein Gewehrständer ins Auge, ich blieb stehen, aber Marianne nahm mich an der Hand und führte mich in ein Zimmer mit einem enormen Cheminée. Der Boden war mit rostroten Tonplatten ausgelegt, an den Wänden hingen Ölbilder und Aquarelle. Zwei Männer und zwei Frauen erhoben sich artig, als wir eintraten. Marianne stellte sie mir als Musiker vor, und ich selber mutierte zum fahrenden Künstler, zum Bildhauer auf der Walz! Das entsprang mit Sicherheit dem romantischen Kopf von François, aber ich fühlte mich geschmeichelt. So einfach war das! Man fährt einen Berg hoch, unten war man noch ein Herumtreiber mit Fremdsprachenkenntnissen, und

oben wurde man als fahrender Künstler vorgestellt. Sollte mir recht sein.

Nachdem ich mit den Musikern einige Höflichkeiten ausgetauscht hatte, zog mich Marianne in ihr Atelier, aber François ging dazwischen. Er legte mir die Hand auf die Schulter und wir gingen in den Gang zurück, wo er den Gewehrständler entriegelte und einen Drilling herausholte. «Pour les sangliers.» Das erklärte auch den Zaun um das Grundstück. Es gab nicht viele Dinge, die ich lieber tat, als rumzuballern. Ich wählte die 22er Winchester. Wir gingen hinaus, und François baute ein paar zerbeulte Blechdosen auf einem Erdhaufen auf. Irgendwo auf dem Gelände hetzten die Hunde herum. Undeutlich vernahm ich das Japsen und Hecheln, und wenn man es nicht hörte, war es einfach nur still. Die Sonne sank in den Busch und entfachte in ihm ein rotes Leuchten. Ein auffrischender Wind rüttelte an den Ästen. Es war so friedlich, dass jeder Gedanke an Lüge, Neid, Geld und Gier und all die anderen Segnungen der Stadt schiere Blasphemie war. Ich sog die Luft tief in mich hinein.

Wie war es letzten Winter gewesen? Hausschwamm im Keller, feuchtes Holz, rauchende Öfen, verheerende Besäufnisse, Kredite und Pleiten, Nina Hagen und endlose Streitereien, Agonie einer Liebe, wochenlanger Kartoffelfraß, und dann gleich wieder Champagner, die Bleiplatte des Himmels über der Stadt, graue Gesichter, Schneematsch und Langeweile, grüne Busse, Krähen über schmutzig gelben Wiesen, Melancholie und eingewachsene Zehennägel, Schießübungen im Keller, während darüber eine Gitarrensessenion abging, und dann endlich, endlich die Flucht.

Ein Knall schlitzte die Stille und meine Gedanken. Dreck spritzte in die Luft, und eine Dose überschlug sich hoch oben im Blau und fiel wieder herunter.

«Achtung auf die Hunde», sagte François und schob eine neue Patrone in den Lauf. Auf der Veranda erschienen Marianne und die anderen Gäste und schüttelten die Köpfe.

«Ach, die Musiker», sagte François, und ich legte an, zielte und schoss daneben. Aber ich wurde besser, und als das Büchsenlicht weg war, waren die Dosen nur noch zerfetztes Blech. Wir putzten die Gewehre, gingen zu den anderen und genehmigten uns einen Whisky.

Die Unterhaltung wurde ausschließlich von Marianne bestritten. Sie redete und gestikulierte, stand auf und füllte die Schalen mit Knabberzeug nach, schoss hin und her, nahm Bilder von der Wand, erklärte, stellte Fragen nach diesem und jenem und machte die Gläser voll. Immer in Bewegung.

Irgendwann nahm sie mich bei der Hand und zog mich hinter sich her in ihr Atelier. Als ich zum Fenster hinausschaute, bemerkte ich, dass das Haus auf einer Klippe direkt über dem Meer gebaut war. Man sah nichts als Himmel und Wasser, die in der beginnenden Dämmerung verschmolzen. Marianne redete. Redete von Aquarellen und Ölbildern, suchte ihre Arbeiten aus den Mappen, die überall herumstanden wie überquellende, riesige Briefe.

Ich blickte aus dem Fenster und geriet ins Träumen. Ihre sonore Altstimme lullte mich ein, wob Muster in meine Gedanken, in die vorbeiziehenden Bilder; Bilder von einem Leben hier auf den Klippen über dem Meer, von Hunden und Wildschweinen, von üppigen Festen unter Olivenbäumen, von unbekümmerten Menschen, die meine Freunde waren. Irgendwann hörte ich «Winterthur», und ich erwachte aus meiner Reverie. Winterthur! Was für ein Name an einem solchen Ort. Winterthur. Ebenso gut hätte sie Leberzirrhose sagen können oder Hodenkrebs, Dünnpfiff. Winterthur!

Sie sprach von einer Ausstellung in Winterthur und äußerte sich sehr zurückhaltend darüber, wie es ihr gefallen hatte, aber an ihrem Gesicht war unschwer zu erkennen, dass der Grund für ihre Zurückhaltung nicht nur an den unverkauften Bildern lag.

Winterthur. Ein Fleck auf einer Landkarte. Hausschwamm, Stahlwolle in der Unterhose, Elektromotoren, Pleuel, Öl, blaue, angeschmutzte Overalls, Stempeluhren und Menschenschlangen davor, Kaffeeautomaten, Rost, Schrott, Freitagabend und Zahltag! Es war mir ein Rätsel, wie Marianne aus der Bucht in der Nähe Ajaccios nach Winterthur kommen konnte.

Halb benommen gingen wir zu den anderen zurück und tranken noch ein paar Runden, um Winterthur runterzuspülen. Gegen Mitternacht rüttelten François und ich grölend und singend über die Schlaglöcher nach unten. Ich kämpfte mich in die Hängematte und schaukelte mich in den Schlaf.

Die Tage verbrachte ich mit Pétanque und die Saison rollte heran wie ein Zirkus, mit Zelten und Caravans. Wie Claude, François und Pierre es schafften, sich freie Stunden abzuzwacken, blieb ein Rätsel. Aber wir alle waren fanatische Spieler, und die Arbeit, tja, die Arbeit, die machte man so nebenbei.

Die Tage verstrichen, und ehe ich mich versah, war ein Monat um. Seit meiner Ankunft in Korsika hatte ich alles abgelegt, was mich an meine Heimat erinnerte, ich hatte mich wie eine Schlange gehäutet und verschwendete keinen Gedanken an das Wie und Warum und Wohin. Ich hatte nur noch einen Namen, Fred. Fred, ein braungebrannter, zufriedener Copain. Eine satte Null unter der südlichen Sonne. Es gab kein Radio, kein Fernsehen, kein Telefon, keine Zeitungen, keine Bücher. Wozu auch?

Aber schon bald schlich sich eine gewisse Unruhe ein. Das Glück ist schwer zu ertragen. Ich beschloss zu verschwinden.

Der Abschied gestaltete sich ebenso freundschaftlich und selbstverständlich wie damals die Ankunft. Ich schüttelte allen Jungs die Hand, schulterte meine Tasche und winkte ihnen zu. Das war's. Ich hatte im Sinn, einen Monat zu Fuß die Insel zu durchstreifen und dann wieder auf den Campingplatz zurückzukommen.

Aber natürlich kam es anders. Ich landete in Basel. Basel war so gut wie jede andere Stadt. Ich war da nicht wählerisch.

2

Mit Konrad Bayer fing es an.

Ich stand auf der Straße, ohne Wohnung, ohne Job und selbstverständlich ohne Geld und vertrieb mir die Zeit mit dem Ablatschen meiner Schuhsohlen. Zwischendurch legte ich immer wieder mal eine Pause ein und ging in die Bibliothek, um zu lesen, rumzusitzen oder mir eine Zigarette zu schnorren. Ich las dort ungezählte Bücher, aber das brachte mich auch nicht aus der Bredouille. Ich musste mich entscheiden: Entweder Arbeit, oder ich landete irgendwann auf der Fürsorge oder im Knast. Über diesen Gedanken lustlos geworden, blätterte ich in einem Buch, las einen Abschnitt, überflog eine Seite, und dann stieß ich auf den Namen eines Autors, Konrad Bayer. Ich ging zum Regal und sah bei den B's nach. Nichts. Auch die Angestellte hinter einem aufgetürmten Haufen Bücher wusste nichts von einem Bayer.

Außer der Bibliothek frequentierte ich auch noch einen der Buchläden, in denen die Buchhändler nicht allzu geschäftstüch-

tig waren, wo man sich aufhalten konnte und sogar mal einen dünnen Kaffee spendiert bekam. Ich sah auch hier bei den B's nach: Bachmann, Bachmann, Bachmann, aber kein Bayer. Also bestellen lassen, dachte ich. Bestellen heißt eine Zukunft haben, heißt etwas erwarten, heißt, Zeit schinden, aus der nackten Gegenwart heraustreten. Sehr gut! Dass ich kein Geld hatte, um das Buch zu bezahlen, verdrängte ich.

Eine verlebt aussehende Frau saß an einem kleinen Tisch über ein enormes Buch gebeugt und addierte mit einem Bleistift Zahlen. Sie sah nicht aus, als hätte sie sich um diese Arbeit gerissen. Als ich an den Tisch trat, blickte sie mich missmutig an und japste: «Ja?»

«Konrad Bayer», sagte ich, kam aber nicht weiter.

«Was, Bayer?», rief sie, klappte die Buchhaltung zu und schoss hoch, «Bayer ist mein Lieblingsautor!» Dann wurde sie aber gleich kleinlaut. «Der ist, soviel ich weiß, vergriffen.» Sie langte hinter sich in ein Regal und wuchtete ein Autorenverzeichnis auf die Buchhaltung. Dann tippte sie irgendwo auf das gelbe Papier.

«Da», sagte sie, «vergriffen. Tut mir leid. Schade, das ist ein wunderbarer Schriftsteller.» Sie seufzte.

Inzwischen hatte ein neuer Kunde den Laden betreten.

«Herbert», sprach sie ihn an, «da interessiert sich jemand für Konrad Bayer.»

Auch auf den jungen Mann wirkte der Name sichtlich. Er lächelte. Konrad Bayer schien heute die Losung zu sein, man sagte einfach «Bayer» und alle freuten sich.

Herbert sah mich an und zog die Stirn in Falten. Dann verschwanden die Falten wieder.

«Dich kenn ich doch.»

«Schon möglich.»

«Zürich», bohrte er weiter. «Bodega?»